

Zurück zur (internationalen) Solidarität?

Das Märchen von der Augenhöhe in Nord-Süd-Partnerschaften

glokal e.V. ist ein Berliner Verein, der unter anderem an der Schnittstelle von Entwicklungszusammenarbeit und Rassismuskritik arbeitet. Der Artikel wurde der von glokal e.V. herausgegebenen Broschüre »Das Märchen von der Augenhöhe. Macht und Solidarität in Nord-Süd-Partnerschaften« entnommen.

»Mit unseren Partnern im Globalen Süden arbeiten wir natürlich auf Augenhöhe zusammen ...«, eine gängige Verlautbarung in der Nord-Süd-, Solidaritäts- oder »Entwicklungszusammenarbeit«. Geäußert wird sie von Menschen, die im Globalen Norden verortet sind, und die ihre Fortschrittlichkeit und Solidarität mit Menschen im Globalen Süden unter Beweis stellen wollen. Doch wie steht es um die Chancen und Grenzen der Solidarität in Nord-Süd-Partnerschaften?

Um sich von der Sprache der »Entwicklungspolitik« und von jeglichem Paternalismus zu distanzieren, verwenden Initiativen in Deutschland mittlerweile wieder öfter den Begriff der Solidarität für die Zusammenarbeit von Menschen aus dem Globalen Norden und Süden. Der Begriff hat eine lange und lebendige Geschichte. Während die sozialistischen, kommunistischen wie anarchistischen Kämpfe der lohnabhängigen Arbeiter*innen zu Zeiten der europäischen Industrialisierung spielte der Solidaritätsgedanke eine zentrale Rolle, um gegen Nationalismus auch über Grenzen hinweg gemeinsame Interessen zu signalisieren und für diese einzustehen. Innerhalb von Europa scheiterte die Institutionalisierung internationaler Solidarität auf parteipolitischer Ebene allerdings spätestens mit dem Beginn des zweiten Weltkriegs.

Die Konferenz von Bandung 1955 und die Trikontinentale Konferenz 1966 in Havanna können als Versuch gesehen werden, internationale Solidarität auf staatlicher Ebene im Süden zu erproben: VertreterInnen ehemals kolonisierter Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas kamen zusammen, um

antikoloniale und antiimperiale Kooperationen zu vereinbaren und sich gegen die Aggressionen der USA, Europas bzw. die Dominanz der Sowjetunion zu organisieren.

Auch in der DDR war der Begriff auf staatlicher Ebene zentral, um die Zusammenarbeit mit anderen staatssozialistischen Ländern zu bezeichnen. Dort war es aber eben vor allem staatlicherseits verordnete und in Grenzen gehaltene Solidarität. In der BRD wurde der Terminismus der internationalen Solidarität vor allem in der Student*innenbewegung und den daran anschließenden Neuen Sozialen Bewegungen seit Ende der 1960er Jahre und in der Anti-Globalisierungsbewegung Ende der 1980er Jahre wieder aufgegriffen. Hier ging es darum, gemeinsame Erfahrungen von Unterdrückung und Ausbeutung deutlich zu machen und sich über Grenzen hinweg zu vernetzen. In den internationalen Solidaritätsbewegungen zur Unterstützung von revolutionären, antikolonialen und antiimperialen Bewegungen im Süden (Algerien, Vietnam, Nicaragua, Chile etc.) wurde aber auch ersichtlich, dass die Hoffnung auf grundlegende Gesellschaftsveränderung einerseits exotisierend auf andere Länder übertragen wurde und andererseits selbst schrecklichste Menschenrechtsverletzungen in sozialistischen Ländern (z. B. in Kambodscha und Simbabwe) von Teilen der Solidaritätsbewegung in der BRD gar nicht oder sehr spät kritisiert wurden. In den aktuellen Diskussionen nehmen wir wahr, dass grundsätzliche Fragen wieder im Vordergrund stehen: Was genau bedeutet Solidarität, wie sollte sie motiviert sein und welche Grenzen sollten ihr gesetzt sein?

*TeilnehmerInnen der Konferenz von Bandung im Jahr 1955
Foto:
Wikimedia*



Kann Solidarität dekolonisiert werden?

Für uns stellt sich die Frage, ob Solidarität grundlegend dekolonisiert werden kann oder ob mit dem Solidaritätsgedanken, wie er heute in der »entwicklungspolitischen« Szene benutzt wird, auch problematische Funktionen wie Exotisierung oder gar ein inhärenter Herrschaftsanspruch einhergehen.

Solange sich an den ungleichen strukturellen Beziehungen nichts ändert und Geld, Wissen und Kontrolle weiterhin von »Helfer*innen« in Richtung »Hilfsbedürftige« fließen, wird die Solidarität nichts anderes sein als ein Synonym für Hilfe – so, wie es auch der Begriff Partnerschaft ist. Dabei betont der Begriff Solidarität eigentlich Verbundenheit, also das eigene Leben im Zusammenhang mit dem anderer Menschen zu sehen: die Freiheit und Autonomie der anderen also als unabdingbar verknüpft mit der eige-

nen. Es könnte also eher darum gehen, die Gemeinsamkeiten von Kämpfen anzuerkennen – ohne die unterschiedlichen gesellschaftlichen Machtpositionen und damit auch Handlungsmöglichkeiten aus dem Blick zu verlieren. Um sich von ›Hilfe‹ und Unterstützung abzugrenzen, kann man eigentlich nicht davon sprechen, Solidarität *mit* anderen zu üben, sondern sollte von Solidarität *zwischen* Personen, Gruppen, Kämpfen etc. ausgehen. Solidarität »mit« verfestigt nämlich zumeist die bestehenden Machtverhältnisse, sie ist – wie ›Hilfe‹ – eine Einbahnstraße. Um sich bestehende Herrschaftsverhältnisse vor Augen zu führen, ist die Frage aufschlussreich, wer in einem bestimmten Kontext überhaupt mit wem solidarisch sein kann: Wer kann schon ernsthaft aus einer unterdrückten Position heraus behaupten, dass sie solidarisch mit anderen weniger Unterdrückten sein können?

Eine andere Frage wäre, wer die Definitionsmacht über solidarisches Verhalten haben sollte. Denn während sich viele Initiativen aus dem Globalen Norden ein positives Selbstbild schaffen, indem sie ihr Verhalten als solidarisch beschreiben, heißt das noch lange nicht, dass ebendieses Verhalten auch von den Gruppen, an die es sich richtet, als solidarisch bezeichnet wird.

Einige, wie die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak, vertreten die Ansicht, dass Solidarität angesichts von ungleichen Machtverhältnissen und grundsätzlich unterschiedlichen historischen Erfahrungen von Bevorteilung und Benachteiligung unmöglich ist: »Geschichte ist mächtiger als persönliches Wohlwollen. [...] In diesem Geschäft der Solidarität mit den Ärmsten der Armen im globalen Süden macht persönliches Wohlwollen nichts wett. Es ist christlich zu denken, dass man Tausend Jahre von Unrecht wieder gut machen kann, indem man einfach freundlich ist. [...] Solidarität? [...] Vergessen Sie's.«¹

»Solidarität? Vergessen Sie's.«

Andere sind da nicht ganz so pessimistisch (oder realistisch?) und sehen Solidarität als etwas, das immer möglich, aber hochkompliziert ist. Hier kann beispielsweise eine Gruppe von Aboriginal AktivistInnen der 1970er Jahre aus Queensland gedankenleitend bzw. handlungsleitend sein, wenn sie folgendes deutlich machen: »Wenn du gekommen bist, um mir zu helfen, dann verschwendest du deine Zeit. Wenn du aber gekommen bist, weil deine Freiheit mit meiner verbunden ist, dann lass uns zusammenarbeiten.«²

Uns ist dabei wichtig zu betonen, dass es nicht einfach darum geht, sich den Kämpfen der anderen, mit denen wir solidarisch sein wollen, anzuschließen. Stattdessen müssen wir die Gemeinsam-



Solidarität ist eine Waffe
Foto: Lance Robotson

keiten in unseren jeweiligen Kämpfen erkennen, um auf dieser Grundlage in Austausch und gegenseitige Lern- und Unterstützungsprozesse einzutreten. Für uns heißt das, eben auch den Norden mit seiner innergesellschaftlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeit als Problem in den Blick zu nehmen und Kämpfe für ein gutes Leben als wirklich globale Auseinandersetzungen zu begreifen, in die sich alle auf unterschiedliche Weise und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Verstrickungen einbringen können. Von internationaler Solidarität können wir unseres Erachtens erst dann sprechen, wenn es um eine Kritik an und dem Abbau von »asymmetrischer Globalisierung, ungleichen Machtverhältnissen, und Eliten aus Nord und Süd [geht], die ihre eigenen Annahmen als universell aufzuzwängen«.³ ■

Anmerkungen

- 1 Zit. in Schmitt T. (2015): Solidarität? Vergessen Sie's. Reflexionen über einen (un)strittigen Begriff. In: *Brasilicum* 236, S. 7.
- 2 Zit. in El Khoury, A. (2015): *Globalization Development and Social Justice: A propositional political approach*. Oxon – New York: Routledge, S. 129.
- 3 Andreotti, V. (2006): The contributions of postcolonial theory to development education. *Development Education Journal*, 12 (3), S. 9.